

ADRIAN MOHR

FISCHFANG IST NOT!

FREUDEN UND LEIDEN
DER DEUTSCHEN HOCHSEEFISCHEREI

Zuerst erschienen:
1926

Verlag Projekt Gutenberg-DE

ISBN: 9783865117779

© 2016

HANS WRIEDT
gewidmet

INHALT

Auftakt	11
An Bord	16
Vor Marokko	35
Das unersättliche Riesenmaul	57
In Sturm und Not	72
»Wo find' ich dich – –?«	82
Von Rechen- und Kochkünsten	91
Häfen und Märkte	105
Im Kampf gegen das Verderben	115
Ein Kapitel vom Hering	129
Ausklang	145



*Riesen-Heilbutt von 2 m Länge und fast 6 Zentnern Gewicht,
gefangen unter Island.*



AUFTAKT

Man sollte keine Bücher schreiben.

Und schreibt man sie, so sollte man sie nicht drucken lassen.

Läßt aber einer doch so ein Buch drucken, dann hüte er sich, seinen Namen darauf zu setzen. Er hat sonst bloß Ärger davon.

Ich spreche aus Erfahrung. Hab' auch ein Buch geschrieben. Über Island. Hab's drucken lassen und mich als Autor bekannt. Was hab' ich davon? Nicht mehr blicken lassen darf ich mich in Island!

Und bin eigentlich ganz unschuldig. Habe über Island geschrieben, wie mir ums Herz (manchmal auch um die Galle) war, und habe Land und Leute so geschildert, wie ich sie gesehen habe und was ich an ihnen gesehen habe. Da es eine objektive Wahrheit nicht gibt, wollte ich wenigstens ein subjektiv wahres Buch schreiben. Es muß mir wohl *sehr* gelungen sein; wenigstens bin ich nun in den dritten isländischen B. V. gesteckt.

Im niederschmetternden Bewußtsein des großen Frevels, den ich mit besagtem Buche begangen, saß ich, wie es zu dieser Zeit meine Gewohnheit war, im Grand Café in Oslo und dachte nach über meiner Sünden gerüttelt Maß. Nun muß der gütige Leser, der es bisher wahrscheinlich nicht wußte, erfahren, daß dieses Grand Café in Skandinavien eine besondere Rolle spielt – etwa diejenige der Stadt Bitterfeld bei uns; in *dem* Sinne, in dem es seit Jahrhunderten heißt:

Trifft man sich nicht in dieser Welt,
So trifft man sich in Bitterfeld ...

Denn in Bitterfeld liefen die großen von Norden nach Leipzig führenden Landstraßen zusammen, und hier wurde manch unverhofftes Wiedersehen gefeiert, als die Kaufleute noch mit Pferd und Wagen zur Leipziger Messe strebten. Eine ähnliche Bedeutung hat das »Grand« in Oslo für die reisende Welt der Skandinavier. Hier trifft sich, was vom Norden nach Kopenhagen fährt oder über Bergen von England oder gar Amerika kommt und nach Schweden will. Neuerdings auch, was nach oder von Island unterwegs ist. Dies alles versäumt nicht, im »Grand« einen Kaffee zu genehmigen, denn das Grand ist des Nordens einziges wirkliches Kaffeehaus. Und wer überhaupt im Norden Freundschaften und Bekanntschaften unterhält, kann sicher sein, jeden zweiten Tag hier bekannte Gesichter zu finden, zum wenigsten in der Reisezeit.



Nun, Reisezeit war, als ich an jenem Abend im Grand saß, und Bekannte hatte ich auch schon eine ganze Menge im Laufe der Wochen gesehen, meist Isländer, die nicht schlecht verblüfft waren, den Schilderer ihres Landes und ihrer Sitten hier so harmlos sitzend zu finden, als könne er kein Wasserlein trüben. An diesem Abend aber war das Lokal leer. Ich kam mir recht vereinsamt vor und vertiefte mich in etliche Zeitungsartikel, die dem neuen norwegischen Nationalhelden, dem Herrn Amundsen lobhudelten. So etwas kann ich nicht lange lesen. Ich unterbrach die Lektüre, ließ meine Augen im Lokal umherschweifen – und nun kam die große Überraschung, die hinterher auch eine höchst angenehme für mich werden sollte. Ich erblickte nämlich einen jungen Herrn, der langsam zwischen den Tischen schritt und offenbar jemanden suchte. Das war doch Karl-Rudolf Kuhr aus Kiel! Mit dem ich in Reykjavik manche fröhliche Stunde verbracht! Der Island kurz vor mir verlassen hatte, um nach England zu gehen! Karl-Rudolf Kuhr, der das erste Kapitel meines Island-Buches so feierlich eröffnet mit der Schilderung seiner ersten Island-Reise (die ihn aber nicht ans Ziel brachte)! Er war's! Jetzt hatte er auch mich entdeckt. Steuerte auf mich zu, begrüßte mich mit seinem unergründlichen Diplomatenlächeln.

Ich: »Herr Kuhr! Das ist ja eine Überraschung! Wo kommen Sie her?«

Und er, mit Betonung: »Aus Island!«

»So? Sind Sie wieder in Reykjavik?«

Dies war nicht der Fall. Er berichtete, er habe inzwischen seinen Doktor gebaut, eine Anstellung bei einer großen deutschen Fischereigesellschaft gefunden und sei jetzt mit seinem Generaldirektor geschäftlich in Island gewesen und augenblicklich mit diesem hohen Herrn auf der Rückreise nach Deutschland.

»Gratuliere! Das ist ja interessant und erfreulich. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, lieber Doktor? Wir haben uns doch sicher manches zu erzählen.«

Das ließ er gelten. Doch er müsse sich erst von seinem Generaldirektor beurlauben, der drüben im Speisesaale des Grand Hotel säße. Er verschwand also.

Kaum zwei Minuten, so war er zurück. Wieder mit seinem unergründlichen Diplomatenlächeln.



»Hören Sie, Doktor Mohr, Herr Generaldirektor Wr... läßt Sie einladen, doch mit hinüberzukommen. Er möchte Sie gern kennenlernen.«

Hm. Aus dem gemütlichen Café hinüberwechseln in den steifen Speisesaal? Und sich von einem Generaldirektor einladen lassen? Ich erklärte Kuhr ganz aufrichtig: »Wissen Sie, Doktor, an Bekanntschaft mit Generaldirektoren liegt mir eigentlich ver zweifelt wenig. Die sind mir im allgemeinen zu großspurig.«

Doch er beruhigte mich. »Sie – der ist gar nicht so! Im Gegenteil, ein ganz famoser, natürlicher Mensch. Und auch viel jünger als Sie!«

Schön denn! Ich ließ mich also einladen und stelzte in den Speisesaal.

Dort erhob sich bei unserem Eintritte an einem der Tische ein baumlanger Herr, Mitte der Dreißig, dem hinter seiner Intelligenzbrille ein paar helle Augen gar vergnüglich in die Welt lachten. Strahlend vor Freude kam er auf mich zu, reichte mir seine beiden Pranken zu gleicher Zeit, drückte meine Hände, daß sie schmerzten, und versicherte mir, *wie* er sich freue, mich kennenzulernen.

Der Mann gefiel mir und sein herzliches Wesen erst recht. Aber ich bin im Laufe eines wechselvollen Lebens einigermaßen mißtrauisch geworden. Deshalb hielt ich mich zurück. Der Herr Generaldirektor bestellte eine Pulle Sekt. An deren Vertilgung beteiligte ich mich nicht. Ich fühlte: dies alles bedeutete etwas Besonderes. Da mußte ich klaren Kopf behalten.

Als wir saßen, legte der Herr Generaldirektor los. Er habe mein Island-Buch gelesen und sei begeistert ... und noch vieles andere, was zu wiederholen gar zu unbescheiden wäre. Und mit der »München« sei er jetzt nach Reykjavik gefahren und habe sich amüsiert, wie jeder zweite Reisende an Deck mein Buch gelesen und studiert – und wie in Island alles über mich geschimpft habe und wie er bei einer Pferdereise ins Innere noch im letzten Bauernhofe gefragt worden sei, ob er denn den Doktor M. kenne, der das »schreckliche« Buch über Island geschrieben habe. Und der Herr Generaldirektor wollte sich ausschütten vor Lachen.

Dies alles klang recht schmeichelhaft. Aber *klang* es nicht vielleicht nur so? Der Mann kam aus Island, hatte zugestandenermaßen dort Geschäfte abgewickelt, besaß also Geschäftsfreunde dort, vielleicht gar persönliche Freunde; wollte er mich durch seine Lobreden sicher



machen, mich zu Offenherzigkeiten verleiten, um sie dann brühwarm nach Island zu berichten? Das Feuer, an dem mich die Isländer so gern bei lebendigem Leibe geschmort hätten, zu schüren? Daran lag mir nichts. Also blieb ich erst recht reserviert.

Das hielt den Herrn Generaldirektor nicht ab, nun mit einer besonderen Idee herauszukommen; wie ich geahnt, bewegte ihn eine solche. Er begann also plötzlich: »Wissen Sie, Doktor, einen Mann wie Sie habe ich schon lange gesucht. – Nicht wahr, Kuhr, das habe ich gleich gesagt, als ich das Island-Buch gelesen: *der* Mann müßte uns mal was über die deutsche Hochseefischerei schreiben. Wissen Sie, so'n bißchen mit spitzer Feder! Solch ein Buch fehlt uns.« Und nun phantasierte er mir vor, wie das Buch beschaffen sein müßte und daß der Stoff grade mir liegen würde. Und die Quintessenz der Rede war: »Doktor, wenn Sie das Buch schreiben wollen – die Kosten der Information tragen *wir*. Wir zeigen Ihnen alles, Fischerei und Fischindustrie und Fischhandel. Das alles zu sehen soll Ihnen keinen Pfennig kosten.«

Der freundliche Leser mag mir aufs Wort glauben: je eifriger sich der Herr Generaldirektor in seine schönen Gedanken hineinredete, um so weniger nahm ich das Ganze für bare Münze. Gibt's doch Menschen, die beim Glase Wein großzügig werden, phantastische Pläne entwickeln, sich an ihren eigenen Worten berauschen. Am nächsten Morgen gilt das alles bloß als guter Witz. So mochte es auch hier sein.

Um nicht die Stimmung zu morden, ging ich lachend auf das Gerede ein, wie auf eine gelungene Kateridee. Mich hielte der Herr Generaldirektor für den richtigen Mann? Das könne wohl sein. Von Fischerei hätte ich ja sowieso auf meinen Reisen viel gesehen. Eine Fangreise mit einem Fischdampfer müsse ich gleichwohl mitmachen? Selbstverständlich! Wohin? Nach Island? Kenne ich zur Genüge! Nach der Weißen See? Dort bin ich eben erst gewesen. Dann nach Marokko? – Hm, Marokko ließ sich hören. Mir etwas Neues und zudem für die Jahreszeit (Herbst) anlockender als nördliche Meere. Also Marokko! Und die deutschen Fischhäfen? Werden selbstverständlich alle beaugenscheinigt!

So redeten wir (meinem Gefühl nach) wie Kinder, die sich ihre Weihnachtsbescherung ausmalen und einander in der Schilderung künftiger Freuden zu übertrumpfen suchen, trotzdem sie genau wissen, daß nicht ein Viertel der Luftschlösser Wirklichkeit wird. –



Am nächsten Morgen traf ich die Herren nochmals. Der Herr Generaldirektor schüttelte mir abermals mit Vehemenz die Flossen. »Na, haben Sie sich's überlegt?«

Und ich: »Sagen Sie, war das wirklich alles Ihr Ernst, was Sie gestern abend geredet haben?«

»Selbstverständlich! Schlagen Sie nur ein! Ich halte jedes meiner Worte.«

»Gut. Lassen Sie mir vierzehn Tage Bedenkzeit. Ich schreibe Ihnen über die Sache.«

So trennten wir uns.

*

Nach drei Wochen war ich mit mir im Reinen: du sagst zu, falls die Herren sich's nicht inzwischen anders überlegt haben sollten.

Nichts hatten sie sich anders überlegt! Dringende Aufforderung: Kommen Sie bald und richten Sie sich auf zwei Monate ein!

So sagte ich meinem lieben Norwegen Valet und schiffte mich nach Deutschland ein, als Gast der ältesten und größten deutschen Dampffischereigesellschaft, der »Nordsee« in Nordenham an der Unterweser, gegenüber der Zwillingstadt Wesermünde-Bremerhaven. Ja, dort hielt man Wort! So märchenhaft mir die in Oslo ausgesprochene Einladung erschienen war: die Wirklichkeit war noch viel märchenhafter. Aufgenommen ward ich wie ein Preisboxer in Berlin. Wochenlang stak ich nun mitten im Leben und Treiben der deutschen Hochseefischerei, ward durch unzählige, mit dieser zusammenhängende Industrien geschleppt, mit Bahn und Auto nach allen möglichen Fischereihäfen und Fischmärkten geschafft, und reiste schließlich auf Fang mit aus – tatsächlich nach Marokko, in die subtropischen Gewässer zwischen Afrika und den Kanarischen Inseln, wo Winter (nach unseren Begriffen) unbekannt ist und auch die Dezembersonne um die Mittagszeit heiß vom Himmel brennt.

Was ich auf diesen Fahrten und Reisen sah – und manches, was ich schon früher kennenlernte –, erzählt dieses Buch.



AN BORD

Auf der »Dortmund«, einem der neuesten Fischdampfer der Gesellschaft »Nordsee«, herrschte eitel Freude.

Von den südisländischen Gewässern war sie soeben zurückgekehrt. Stramme Kälte hatte dort oben, Anfang Oktober, schon geherrscht; Kostproben der berühmten Herbststürme hatte sie genossen. Nun lief sie in den Nordenhamer Hafen ein mit der Aussicht, nach nur zweitägigem Liegen in jene anheimelnden Gewässer zurückzukehren und dort, wie alljährlich, den Kampf mit den winterlichen Orkanen und der beißenden Kälte wieder aufzunehmen. Alles um das bißchen Fisch, der ihrer Besatzung wie ihren Eigentümern das tägliche Brot schaffen muß.

Und da hieß es in Nordenham plötzlich: Die »Dortmund« geht nicht nach Island zurück, sondern nimmt die seit Juni unterbrochene Marokko-Fischerei wieder auf!

Gab das vergnügte Gesichter! Am vergnügtesten schmunzelte Kapitän Gewalt (bitte, mit Ton auf der *ersten* Silbe! Der Brave hat mit Gewalt nichts zu tun). Die Gewässer vor Marokko kannte er seit Jahren und wußte: dort ist mancher gute Fang zu machen, wenn man's nur richtig anfängt. Dabei Aussicht auf ständig gemütliches Wetter, ohne die tollen isländischen Stürme und ohne die verd... Saukälte. – Der freundliche Leser muß nämlich nicht glauben, ein alter Seebär, wie ein Fischdampferkapitän einer sein muß, der sich vor nichts fürchtet – so ein alter Seebär *liebe* etwa gefährliche Wasser wie die südlich Island. Gott behüte! Der freut sich ehrlich, wenn er seinen Fisch weniger strapaziös und ohne tägliche Lebensgefahr fangen kann. Und so freute sich auch Kapitän Gewalt.

Freilich, des Lebens ungemischte Freude ... usw. Das Zitat ist nicht sonderlich originell, aber hier am Platze. Wenigstens vernahm Kapitän Gewalt mit recht gemischten Gefühlen, was ihm die Ehre verschaffte, nach Marokko dampfen zu dürfen.

»Also, Gewalt,« – Generaldirektor Wr... klopfte ihm freundschaftlich mit beiden Pranken auf beide Schultern – »für Sie habe ich eine besondere Überraschung, eine besondere Freude! Sie kriegen einen Passagier mit! Einen Schriftsteller, der uns ein feines Buch schreiben wird, den Herrn ... (hier folgte mein bescheidener Name samt Vornamen und Titel, mit Betonung und hineingelegter Bedeutung), der ein ganz wundervolles Buch über Island ...« (es sei erlassen, den langen Vers zu zitieren, den der gute Herr Wr... seither noch jedem vordekla-



miert hat, wenn auf mich die Rede kam). Und des Herrn Generaldirektors lachende Augen funkelten den Kapitän triumphierend hinter der Intelligenzbrille an.

Gewald kraute sich hinter dem Ohr.

»'n Passascheer, Herr Wr...? Un denn 'n Doktor? Denn ward dat woll so'n verdammich feinen Herrn sin, un den ward dat woll op min Schipp nich so grot gefallen ...«

Doch der Generaldirektor ließ keinen Einwand gelten, und Gewalt ergab sich seufzend in sein Schicksal, so einen »feinen« Herrn mitnehmen zu müssen. Freilich hatte er auch sachliche Bedenken.

»Ober wodann is denn dat nu mit den Franzmann, Herr Wr...? Se weten doch, wo den uns op de Pell' seten hätt in 'n Juni vor Marokko! De dach jo, wi smuggelten Waffen for Abdul Krim, und hätt uns dorfor opbrocht. Wenn ick nu mit'n Passascheer kommen do, so holt he den doch bestimmt for'n Spion, un dann nimmt he uns weder mit no Mogador, un denn mutt Ehr Passascheer vollich brummen, statt dat he Böker schrieff.«

Solche Besorgnis hatte ihren guten Grund. Die »Dortmund« und zwei weitere deutsche Dampfer, die bis zum Juni vor Marokko gefischt hatten, waren vom Franzmann tatsächlich aufgebracht und nach Mogador vors Gericht geschleift worden. Die gesamte Besatzung der »Dortmund« war zu Gefängnisstrafen verurteilt worden – wegen Verletzung einer von Franzosen und Spaniern gegen alles Völkerrecht proklamierten Sechs-Meilen-Grenze (statt der international geltenden drei Meilen). Wenngleich man die Abbüßung dieser Strafen ausgesetzt, die Deutschen also wieder freigelassen hatte, so bestand für Kapitän Gewalt jetzt doch Grund genug, mißtrauisch zu sein.

Das sah der Generaldirektor ein.

»Schön. Der Passagier wird also nicht als Passagier mit Ihnen fahren, sondern wir werden ihn regelrecht vor dem Seeamte anmustern. Als was aber?«

Der Kapitän lächelte sein verschmitztes Lachen.

»Stüermann oder Maschinist ward he woll nich afgeben können, un Matros' ward he nich spillen wällen. Dor möt wi woll wat anneres utfinden. Vollich so wat Kopmännisches?«

»Richtig, Gewalt! Der Mann kann als Zahlmeister fahren.«



»Over ok richtig anmunstern, Herr Wr...! Mit Musterrolle und Seefahrtsbok. Un denn de ›Doktor‹, de mutt wegblieben!« ...

So ward's beschlossen. Gewalt sah nun einigermaßen getröstet dem ihm aufkrotyierten Passagier entgegen.

Die Mannschaft war über den Programmwechsel, so unvermutet nach Marokko zu kommen, noch entzückter als der Kapitän. Und als die Leute hörten, es führe noch ein »Zahlmeister« mit, erklärten sie erfreut: » *Den* haben wir uns schon lange gewünscht! Nun gibt's hoffentlich ein bißchen mehr Zaster.« Noch erfreulicher war ihnen aber zu hören, daß dieser Zahlmeister eigentlich ein Passagier war. »Ah,« hieß es, »da kriegen wir auf dieser Reise besonders gute Verpflegung!«

Es war bei den Gemütern also einigermaßen gut vorgearbeitet, daß sie den neuen Kameraden freundlich aufnehmen würden – und das taten sie auch.

Den Kapitän traf ich am Mittag vor der Abreise am Pier und machte mich ihm bekannt. Der gute Gewalt schnitt noch immer ein sauer süßes Gesicht; es versöhnte ihn aber offensichtlich, daß ich von vornherein erklärte: ich will das Leben an Bord kennenlernen und verzichte daher auf jede Extrawurst.

Bekannschaft mit den neuen Kameraden machte ich am Nachmittage auf dem Seeamte. Dort wurden wir nämlich alle feierlich angemustert, mußten uns in die Musterrolle eintragen, erhielten die Heuerverträge vorgelesen und die Seefahrtsbücher ausgehändigt. Nun war ich also richtiggehender Zahlmeister der »Dortmund«. Bloß die Kasse fehlte – soweit nicht meine eigenen paar Kröten sie darstellen konnten.

Einiges Kopfzerbrechen verursachte mir noch die Frage, wie ich mich ausstaffieren sollte. Zur See war ich oft genug gefahren, aber doch stets als Passagier und nur auf größeren Schiffen. Passagier, wengleich verkappter, war ich freilich auch hier, hatte also im Ernste keinen Dienst zu leisten. Für Islandreisen braucht man Ölzeug; das wußte ich. Wir aber fuhren doch in die Subtropen. Wie sollte ich also wählen? Ich hätte Kapitän Gewalt fragen können, aber der hatte alle Hände voll zu tun. Sollte die »Dortmund« doch neun Monate »unten« bleiben, mußte also eine Menge Ersatzteile mitnehmen; die zusammenzusuchen erforderte Zeit und Aufmerksamkeit. Daher störte ich den guten Gewalt jetzt nicht weiter, sondern verließ mich auf mein eigenes Urteil. Auf Ölzeug verzichtete ich. Hingegen kaufte ich einen



kanariengelben Anzug, der als Tropenanzug gelten konnte, sich aber bei kühlem Wetter auch über jedem anderen Anzuge als eine Art Schutzfuttermittel tragen ließ. Er und ein Paar dreiviertelshoher Schaftstiefel mit dicken Holzsohlen, mit denen man auch mal im Wasser umherwaten konnte, bildeten die ganze Ausrüstung. Außerdem besaß ich ein kleines Reisekopfkissen. Auf guten Rat nahm ich im letzten Augenblick noch einen Strohsack und zwei Decken mit. Mit diesen Sachen (und einem Koffer, der das Nötige enthielt, um zurück richtig als Passagier reisen zu können) begab ich mich an Bord.

Da der Leser vermutlich nie auf einem Fischdampfer war, so sei ein solcher Ozeanriese hier erst einmal beschrieben, wenigstens in großen Zügen.

Wenn der Kahn so im Hafen liegt, sieht er recht stattlich aus. Gut 40 m Länge haben wohl alle neueren Fischdampfer, bei 7 bis 8 m Breite. Das Deck liegt kaum 1 m über Wasserlinie; durch die durchgehende fast 1 m hohe Reeling ragt das Schiff scheinbar höher aus dem Wasser heraus, und Aufbauten auf Deck (wie der mächtige Schornstein) täuschen eine Stattlichkeit vor, die in Wahrheit nicht besteht. Draußen auf dem unendlichen Meere sieht man dann so recht, was für ein Liliputdampfer das eigentlich ist, und als Laie und Landratte muß man sich wundern, daß diese nautischen Miniaturausgaben Stürme überstehen, tollstem Seegang standhalten, die viel größeren, aber weniger seetüchtigen Schiffen oft genug zum Verderben wurden.

Wie bei allen Hochseedampfern hat auch auf dem Fischdampfer die Maschine ihren Platz kurz hinter der Mitte gefunden, wo die Bewegungen des Schiffes bei Seegang am kleinsten sind. Die Maschine sitzt tief unten. Ihr Raum ist ein richtiger kleiner Saal, der eine stattliche Höhe aufweist, denn er ragt noch fast 1½ m über Deck hinaus. Vor dem Maschinenhaus liegt der Heizraum, von außen kenntlich durch den gut 10 m hohen Schornstein. Vor dem Schornstein hat der Heizraum einen in Deckhöhe liegenden Vorraum, der seinerseits wieder Ruder- und Kartenhaus trägt. Vor dem Vorraum steht frei an Deck die Dampfwinde. Sie blickt auf einen freien Deckplatz, der während der Zeit des Fischens dazu dient, den Fang zu waschen, zu sortieren, zu schlachten, auszunehmen. Der hohle Schiffsraum unter ihm ist die Eiskammer, wo der verkaufsfertige Fisch auf Eis gelegt wird. Das Vorderende des Schiffes (die Back) trägt wieder einen Aufbau, 2 m hoch. In ihm finden wir das Mannschaftslogis, etwas Vorratsraum und (eine sehr wichtige Sache) backbordseits das – Pardon! – Örtchen.

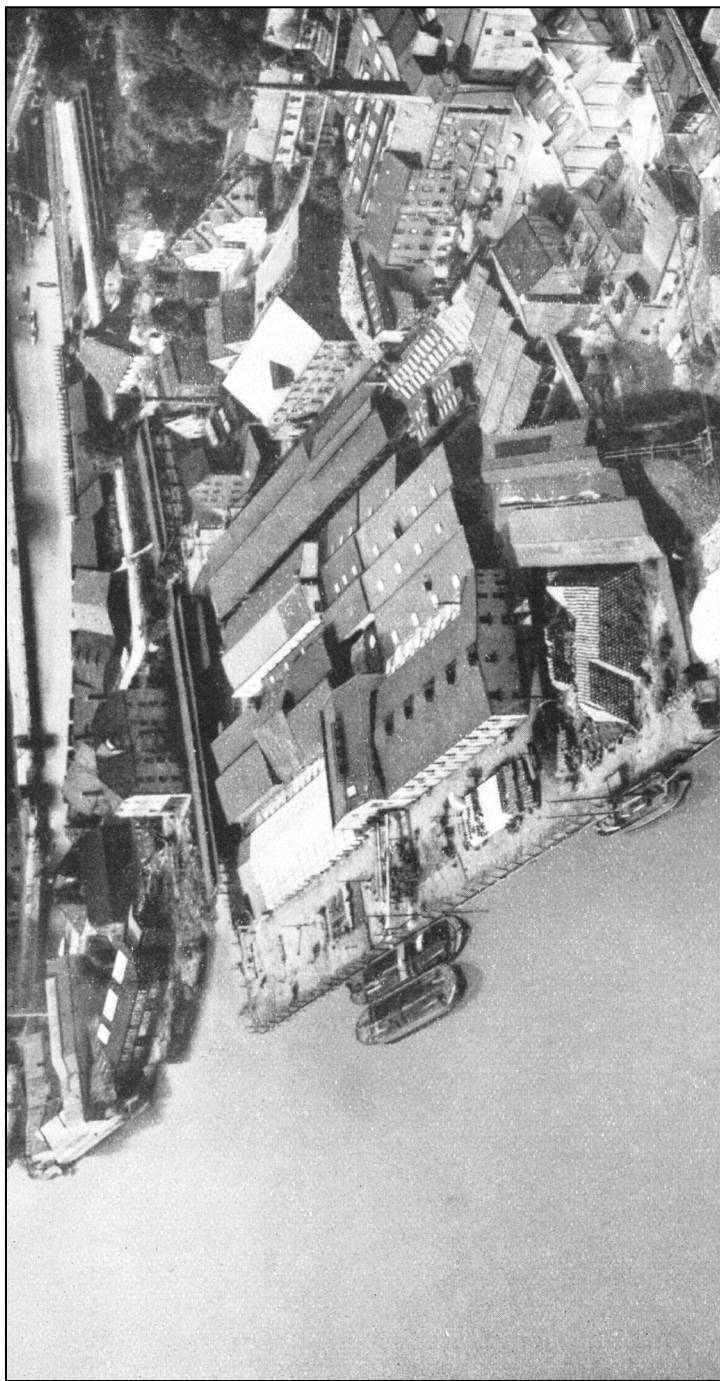


In puncto dieser unumgänglichen Einrichtung herrschen kommunistische Grundsätze, d. h. sie dient auch den am Heck (wie wir gleich hören werden) untergebrachten »Offizieren«. Geht die See hoch, dann ist es ein kleines Kunststück, von achter nach vorn zu kommen, und es ist wohl eben die Not, die den Menschen auf diesen schlüpfrigen Pfad treibt. Ich fand übrigens, als ich an Bord ging, noch ein besonderes Hindernis auf diesem Wege: Auf dem freien Deckplatz waren fünfzehn Tonnen Kohle aufgeschüttet. In den Bunkern hatten sie nicht mehr Platz gefunden, waren aber wegen der Länge der Reise nötig. Zum Glück genossen wir gerade in den ersten Tagen, bis dieses Hindernis verfeuert war, ruhige See, so daß ich mit dem Schrecken davonkam, den mir der Anblick dieser Kohlenbarrikade im Gedanken an tägliches, unabweisbares Hinüberklettern eingefloßt hatte. – Ist es schon ein Kunststück, bei hoher See die rettende Tür zu erreichen, so ist es ebenso schwierig, wenn man einmal Posto gefaßt hat, sich dort drinnen zu behaupten. Wie leicht einzusehen, ist der Bug der Ort, an dem Seegang am kräftigsten zu spüren ist. Bald taucht der Bug tief hinein in die aufgeregte See, daß schäumende Sturzwellen über ihn hinweggehen, bald wird man hoch emporgehoben, um nicht zu sagen: geschleudert, und man vollführt andauernd Wege im Raum, die, geometrisch genommen, ansehnliche Kreisbögen darstellen. Und dabei soll man *sitzen!* – Die Erfahrungen, die ich dort gesammelt habe, erstrecken sich natürlich nur über Minuten, aber sie genügten mir, die Mannschaft von Herzen zu bedauern, die nebenan in diesem Bugaufbau ihr Logis hat.

Freilich, uns »Offizieren« ging es in unserer Kajüte hinten im Heck kaum besser. So ein Fischdampfer ist ja überhaupt kein Vergnügungsboot. Er heißt ja auch *Fischdampfer* – und nicht etwa *Menschendampfer*, und so braucht sich niemand zu wundern, daß die besten Plätze auf ihm eben dem Fisch eingeräumt sind, und allem Gerät, womit man ihn fängt. Die Menschen mögen sehen, wo sie bleiben!

Eine Annehmlichkeit hat das Mannschaftslogis vor der Offizierskajüte voraus: es liegt an Deck. Solange der Seegang nicht gar zu toll ist, kann die Tür zu ihm geöffnet bleiben und frische Luft eingelassen werden. Das Reich der Offiziere hingegen ist regelrecht eine Gruft, hinten im Heck, *unter* Deck. Zwar ragt es mit einem kleinen Oberlichtaufbau etwa $\frac{1}{2}$ m ins Freie. Der besitzt zwei Bullenaugen, die sich bei schönem Wetter öffnen lassen. Aber wie lange ist auf einem Fischdampfer schön Wetter? Zumal am Heck! Jeder Spritzer, der vorn über den Bug hinweggeht, klatscht hinten am Heck an Deck, und sind die





Die Anlagen der Bremen-Vegesacker Fischereigesellschaft. Sie ist die größte deutsche Heringsfischerei. Vorderst auf dem Bilde eine sehr wichtige Abteilung: die Fassfabrik. Neben ihr ein Stapel von mehr als 6000 neuen Fässern.

Bullenaugen geöffnet, so sprüht das Naß in die Kajüte. Nun mag niemand glauben, die Offiziere wären etwa wasserscheu. Aber von Nässe hat man dort schon durch die feuchte Luft genug; daher mangelt es weder an Schimmel noch an Rost. Zweitens ist das hereinspritzende Wasser stark salzhaltig. Getränke und Eßwaren, die von ihm abbekommen, sind restlos verdorben und ungenießbar. Kein Wunder, wenn die Kajüte ängstlich gegen Wasser abgeschlossen bleibt.

Der Weg hinab ist nicht einfach. Von Deck zunächst durch eine Tür, die in die Rückfront des Maschinenhaus-Aufbaues eingeschnitten ist. Mit einer gefährlich hohen Schwelle, die richtig überklettert sein will – so hoch, auf daß nicht jede über Deck kommende Welle den Weg nach unten finde. Hinter der Tür führt ein Gang ins Maschinenhaus und zur Küche. Aus beiden schlägt dir ein feucht-heißer Brodem entgegen, der nach Maschinenöl wie nach Kohl oder Knochenfett duftet – je nachdem. Gleich zur Linken gähnt eine Treppe, unverschämt steil, eng, mit hohen Stufen. Unten angelangt, wirfst du zunächst einen Blick in ein ganz niedliches Gemach: das Reich des Herrn Ersten Maschinisten. Es sieht ganz sauber bei ihm aus: ein in die Wand gebautes Bett, Spind, Tischchen, Klappstuhl – und dies alles in nett polierten Hölzern. Eine Tür zur Linken bringt dich in die eigentliche Offizierskajüte. Im ersten Augenblick denkst du: Donnerwetter, ein sehr anständiger Raum! Da steht in der Mitte ein solider, mit Wachstuch überzogener Tisch, an drei Seiten von bequemen Holzbänken umgeben, die den Sitzen »dritter Güte« auf der Eisenbahn ähneln. Die Wand dir gegenüber (sie ist zugleich Banklehne) verrät durch flache Türen verschiedene eingebaute Spinde. Die Wände hinter den Bänken rechts und links haben in zwei Drittel ihrer Höhe Schiebetüren. Sie lassen sich seitlich weit öffnen. Schließen vier Räume ab, die für ebenso viele Offiziere die Schlafzimmer bilden, freilich, diese »Zimmer« haben eher das Format eines geräumigen Sarges; stehen läßt sich in ihnen nicht, auch sitzen nicht – nur liegen. Nach oben hin werden sie wegen der zurücktretenden Schiffsaußenwand breiter, geräumiger, und bieten Platz zum Verstauen von Gepäckstücken. Der eigentliche Kajütraum ist, gleich der des Maschinisten, getäfelt und teils poliert, teils gewachst. An der Decke hängen mehrere Glühbirnen, an der einen Wand prunkt ein ordentlicher Spiegel, und in der vierten Ecke öffnet sich dem Blick noch eine Separatstube, die ein schmales Oberlicht besitzt, ein kleines Sofa und eine richtige Waschanlage. Hier haust natürlich der Kapitän. Kurz, das Ganze sieht nicht übel aus.





*Fischdampfer »Dortmund« auf dem Duoro, dicht unterhalb Oportos.
Hier wurde der unter Marokko gefangene Fisch in Lastautos übernommen
und in die Stadt hinein zur Fischhalle gefahren.*



*Meine Fischfang-Kameraden von »über Deck« wie »unter Deck«,
samt »Ägir«, dem Schiffshund.*